

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 24

Artikel: Ankunft bei Nacht. Teil 25
Autor: Rothe, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HANS ROTHE

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Mit einem überraschten Ausruf blieb sie stehen. Sie waren an die Waldgrenze gekommen und sahen sich vor einer hohen, glatten, ockerfarbenen Mauer, in die ein grosses Tor eingelassen war. Zur Rechten des Tors, in die Mauer gleichsam eingebaut, sah man ein zweistöckiges Haus. Einige Stufen führten zu seiner Tür empor. Dicht am Tor stand eine Bank, und darauf sass ein Soldat, die Beine von sich gestreckt und starre in die Luft. Er war nicht mehr jung, etwa vierzig Jahre alt. Er hatte sich den Uniformkragen aufgeknöpft, den Tschako neben sich auf die Bank gelegt. Von seiner kriegerischen Ausrüstung sah man nur ein Gewehr, das neben der Treppe am Boden lag. Ein kleines Kind war schweigend damit beschäftigt, Sand in den Lauf zu füllen. Der Mann sass im Schatten, während durch das hohe Tor das Abendlicht in friedlichem Drang hereinströmte. Er sah zwei Vögeln zu, die sich auf einer Astspitze wogen. In kleinen huschenden Bewegungen drängten sie sich immer weiter nach vorn, bis der eine kleinen Platz mehr zum Sitzen fand und davonflog. Der andere flog hinterher. Wie befriedigt von einer grossen Anstrengung liess der Soldat den Blick sinken.

«Wie ist das hier schön!» sagte Igna leise, als wolle sie den Soldaten nicht stören.

«Da sind wir schon», antwortete Robert. «Es gibt kaum einen Ort, der einen schöneren Namen trägt: Marnes-la-Coquette.» Wirklich, man konnte sich nichts Verträumteres vorstellen als diesen Torweg, der nach Marnes-la-Coquette hineinführte. Der som-

merlich üppige Wald duldet die kühne Mauer des Dörfchens, und der — offenbar ein Leben lang — auf dieser Bank ausruhende Mann, bewachte ein Tor, das niemanden zurückwies. «Was immer auch kommen mag, Robert», sagte Igna, und lehnte sich an ihn, «niemals werden wir vergessen, wie wir vor dem Tor von Marnes-la-Coquette gestanden haben.»

«Nein, ganz bestimmt nicht», antwortete er.

Sie hatte seinen Arm genommen. Der Soldat nickte ihnen zu, als sie durch das Tor gingen. Von einem Augenblick zum andern sahen sie sich nun selbst in den flutenden Abendschein getaucht. Von aussen konnte man erwarten, ein mittelalterliches Nest zu betreten. Aber es stellte sich heraus, dass sich die Stadtmauer nur als Hindernis an die Strasse gestellt hatte. Marnes-la-Coquette war keine Festung, sondern ein einziger schweigender kleinstädtischer Garten, aus dem graue Villen mit roten Dächern hervorragten. Man sah keinen Menschen, man hörte keinen Laut. Weiter unten öffnete sich die Strasse auf einen Platz, an dem eine Kirche und ein grösseres Gebäude, wohl die Mairie, lagen. Einige niedrige Läden hatten sich, so schien es, bis auf die Erde durch Sonnensegel geschützt.

«Hier müssten wir wohnen», sagte Igna.

«Ja, hier ist es schön. Vielleicht etwas weit von Paris für den, der in der Stadt zu tun hat.»

Sie lachte. »Könnte man auf dem Land nicht auch Aerzte gebrauchen?» Sie hatte recht. Nichts konnte schöner sein, als hier für immer eine Zuflucht zu finden.

Am Ende des Platzes entdeckten sie ihren Wagen. Der Kutscher hob die Peitsche, um anzudeuten, dass er es auch wirklich sei. Diese Geste wirkte in der wundervollen Stille des Sommernachmittags so heftig, dass Igna unwillkürlich zusammenfuhr: «Ist es nun schon wieder zu Ende?» fragte sie.

«Wir essen in der Stadt», sagte Robert. «Die Sonne wird bald untergegangen sein.»

«Ich glaube, von hier kann das Licht niemals verschwinden.»

Dies war eine Bemerkung, die der Doktor übertrieben fand. «Ich glaube, im Winter ist es hier weniger angenehm», sagte er. Sie stiegen in den Wagen, der langsam auf der Strasse nach Ville d'Avray und nach Sèvres zurückrollte.

Aus den Gärten wehte Kühle herauf, aber sobald sie an den Häusern vorbeifuhren, wurden sie von der Wärme überströmt, die sich in deren Wänden erhalten hatte. Die Sonne war hinter den Bäumen von Marnes-la-Coquette verschwunden. Ein

halber, funkelder Mond stand am tiefblauen Himmel. Schon war er den Schatten des Kutschers auf den Rücksitz des Wagens. Sie sassen dicht nebeneinander. Robert hatte ihr seinen Mantel über die Knie gelegt.

«Frierst du wirklich nicht?» fragte er. Sie zuckte nicht. Sie sah ihn nicht an. Sie wurde nicht einmal rot. Aber sie hatte gehört, dass er sie «du» nannte. Er hatte es auch gehört, so wenig er noch vor einer halben Stunde sich eine solche Kühnheit zugetraut hätte. Ihm schien, als ruhe ihr Arm etwas fester auf dem seinen.

«Du hast mir ja einen Mantel gegeben», sagte sie nach einer Weile. Kein Wagen war auf der Strasse. Hie und da stiegen feine Rauchsäulen aus den Gärten empor: man benutzte die Stunde, in der von einer hohen Polizei das Verbrennen von Unkraut erlaubt ist. Ein Mann mit einer Last frischgemähten Grases ging vorüber. Der Geruch bewahrte sich eine ganze Weile in der Luft.

«Ich glaube jetzt, dass ich zu Hause bin», sagte Igná leise. «Ich war noch nie hier, und ich bin zu Hause.»

«Ja», sagte er, und konnte nichts reden.

«Glaubst du, dass es jedem beschieden ist, einmal nach Hause zu kommen? — Oh, sage ihm, dass er nicht schneller fährt...»

Robert richtete ein paar Worte an den Kutscher, der verstand. Dann legte Robert den Arm um sie. «Ist das nicht besser?» fragte er.

«Viel besser...»

Eine Haustüre wurde von innen verschlossen. Woanders verschwand eine Frau auf einer Kellertreppe.

«Niemand mehr will uns sehen», sagte er, nur um etwas zu sagen. Das Zwielicht hatte sie völlig eingehüllt. Hinter geschlossenen Läden sah man Licht. Die Fenster mussten offen sein, denn man hörte das Klappern von Gabel und Löffel auf den Tellern.

«Igná...»

«So schön war es in meinem Leben noch nie. Und in deinem?»

«Ich liebe dich...»

«Das wissen wir ja schon lang... und du weisst es von mir, Robert...»

«Schon als ich dich zum erstenmal sah; im Hotel Royal...»

«Durch ganz Paris bist du mir nachgegangen?»

«Das wirklich... ja ja...»

«Und du hast gleich gewusst, Robert...?»

«Soll man das wissen nennen?»

«Wie lange war ich allein!» Während sie das sagte, lehnte sie sich in seinen Arm zurück und sah ihn an. Dann schloss sie plötzlich die Augen. Der Wagen rollte jetzt über Kopfsteine und rüttelte sehr.

«Ich muss dich festhalten, wie...?» fragte er.

Sie spürte seinen Atem. Ein heller Luftballon, wie ihn Kinder von der Ausstellung mitzubringen pflegten, hatte sich an einem Ast gefangen, unter dem sie hindurchfuhren. «Sieh nur», sagte er. Sie öffnete die Augen und fragte: «Was denn?»

Er deutete auf den Luftballon, der träge hin und her schwankte.

«Ja», sagte sie, und lachte leise: «Gefangen...»

«Wer...?» fragte er hilflos.

«Du... und ich... wir beide...» Sie hatte die Augen bereits wieder geschlossen. Der Mond leuchtete mit einer röhrenden Kraft über sie hin.

«Ich liebe dich», flüsterte er von neuem.

«Und so weit bist du fort...»

«Ich bin weit fort?» fragte er, und wollte scherzen.

«Warum küsst du mich nicht?» sagte sie still. Er nahm den Arm von ihrer Schulter. Sie hatten sich Sèvres genähert und fuhren an einem erleuchteten kleinen Bistro vorüber. Zwei Männerstimmen erhoben aus tiefem Schatten ein plötzliches Gejohle. Robert zuckte zusammen. Aber er hat nie im Leben vergessen, dass er den Arm bereits von ihrer Schulter genommen hatte, als die Männer zu johlen begannen.

Gegen neun waren sie wieder an der Brücke von Sèvres. Sie lenkten in den Fuhrhof ein, in dem zwei grosse Laternen brannten. Der Fuhrunternehmer wunderte sich, dass die junge Dame wie zu Eis erstarrt in ihrer Ecke sass und von dem Herrn mehrere Male aufgefordert werden musste, ehe sie ausstieg. Er brachte die beiden in die Diele seines Hauses, wo sie warteten.

Etwas später fand er ihnen zwei Plätze in einem Kremser, womit lärmende Ausflügler, die den Park von Versailles besucht hatten, in die Stadt zurückkehrten.

Robert wollte am nächsten Nachmittag wiederkommen. Aus dem gemeinsamen Abendessen, von dem sie geredet hatten, war nichts geworden. Igná hatte ihn gebeten, sie sofort nach Hause zu bringen.

Nun sass sie auf ihrem Sofa und wartete. Die Tür war ein wenig offen gelassen, damit sie ihn schon an der Eingangstür hörte. Nach dem Essen

hatte sich Monsieur Gustave genähert und sie leise und höflich gefragt, wie weit die Nachforschungen seien. Sie hatte geantwortet, Doktor Deval bekümmere sich auf das eifrigste darum. Draussen war es heute dunkler und weniger freundlich. In Stössen fuhr der Wind durch die Kronen der Bäume vor ihrem Fenster. Eine Zeitlang schüttelte er sie, dann liess er ihnen Ruhe, und dann fiel er von neuem über sie her.

Es klingelt an der Wohnungstür. Igna stand auf... setzte sich wieder hin. Sie hörte den Schritt von Adèle... jetzt öffnete sie. Eine Männerstimme fragte in schwerfälligem und blumenreichem Stil, ob in dieser Pension ein Zimmer «zum Wohnen bewohnbar» sei. Eine weibliche Stimme unterstützte die Frage. Adèle sagte, sie glaube es nicht, aber sie werde Madame Boulard, die Eigentümerin, rufen. Igna horchte auf, denn der Mann sprach das Französisch, das die gebildeten Leute in Rio de Janeiro zu sprechen pflegten. Landsleute? Kamen sie von Mama? Der Mann draussen sagte, er unterhielte sich gern noch einen Augenblick mit Adèle. Dann gab es eine kleine Pause, und schliesslich hörte man Adèle sich verschiedene Male und etwas verlegen bedanken. «Wir haben nicht die Absicht, sehr lange hier zu wohnen», sagte der Mann. «Wir sind auch Brasilianer», warf die Frau ein.

Dann erklärte der Mann, er sei Nervenarzt und Universitätsprofessor. Es schien auf Adèle keinen Eindruck zu machen, denn er sagte es zweimal. Am liebsten hätte er das Zimmer neben dem bedauernswerten Geschöpf. Adèle sagte jetzt ganz deutlich, sie verstände die Herrschaften nicht. Die Frau mischte sich ein: «Aber hier wohnt Fräulein Vargas, nicht wahr?»

Adèle musste bejaht haben, denn eifrig fuhr die Frau fort: «Ist sie kein bedauernswertes Geschöpf? Die ganze brasilianische Kolonie hat von dem Fall schon gehört. Natürlich weiss jeder, dass sie ohne Mutter herübergekommen ist.»

Da öffnete sich eine Tür und Igna hörte Madame Boulard rufen: «Mit wem unterhalten Sie sich an der Tür, Adèle? Lassen sie die Herrschaften eintreten. Ein Zimmer? Führen Sie sie in den Salon.»

Man hörte ein paar Schritte, eine Tür wurde geschlossen, Adèle ging über den Korridor, und es war still.

Was waren das für Leute gewesen, die aus Brasilien gekommen waren und die wussten, dass sie die Reise ohne Mama gemacht hatte? Sollte sie auch hinübergehen in den Salon? Da klingelte es

wieder. Sie kannte das Klingeln. Vorhin hatte sie gleich gewusst, dass es nicht Robert sein konnte.

Er begrüsste sie auf jene niedergeschlagene Art, die sie am wenigsten an ihm liebte. «Es ist etwas Furchtbare geschehen», sagte er, «etwas wahrhaft Furchtbare. Im Omnibus ist mir die Brieftasche gestohlen worden.»

Sie dachte daran, dass er ihr einmal erzählt hatte, wie kümmerlich seine Einnahmen waren. «Das wird sich wieder gutmachen lassen», sagte sie.

«Aber die Liste befand sich in der Brieftasche!» rief er. Und dann setzte er rasch hinzu, als habe er etwas vergessen: «Ich bin untröstlich!»

So nah war Mama bereits gewesen, und nun war sie wieder verschwunden! Sollte sie Monsieur Gustave rufen? Sollte sie selbst nach Le Havre fahren und die Stewardess ausfindig machen? Die Liste verloren in dem Augenblick, in dem jene Brasilianer gekommen waren und behaupteten, sie sei niemals von ihrer Mutter begleitet gewesen. Und da hörte sie auch schon Robert reden. Er sprach überstürzt, beschwörend, als eile er auf ein todbringendes Ziel los und wolle sich nicht Rechenschaft geben, dass er dabei umkommen würde.

«Igna, das hat etwas zu bedeuten! Ich habe darüber nachgedacht, glaube mir!» — Er hatte den gestrigen Abend nicht vergessen, er nannte sie wieder du! — «Igna, was es mit der Liste für eine Bewandtnis hatte, das wussten wir beide nicht ganz genau, wie? Aber ich habe alle Spuren verfolgt. Du musst Vertrauen haben zu mir! Ich sage es, weil ich dein Freund bin! Oft durchschaut uns ein Freund besser als wir selbst uns durchschauen! Soll ich dir sagen, wie alles in Wirklichkeit war? Du bist das Opfer der Verehrung geworden, die du für deine Mutter empfindest! Du bist ohne deine Mutter herübergekommen!»

Er hatte sein Ziel erreicht. Igna musste an den Polizeileutnant denken... der hatte das gleiche gesagt, ein paar Stunden nur, nachdem sie sich von Mama im Hotel Royal getrennt hatte! Robert glaubte ihr nicht! Robert nahm Partei des Polizeileutnants! Robert redete wie die Brasilianer, die vielleicht immer noch drüben im Salon mit Madame Boulard schwatzten. Es gab nur eine Wirklichkeit in ihrem Leben, und das war die Reise, die sie gemeinsam mit Mama nach Europa unternommen hatte. Das war die Wahrheit, und wer sie leugnete, passte nicht in ihr Leben. Wer weiss, was ihr Robert vielleicht mit gescheiten, vielleicht sogar mit zärtlichen Worten erklären wollte —, es konnte die Wahrheit nicht sein. Wie hatte sie

Robert geliebt! Und nun stand er vor ihr, verstört ein wenig schwitzend, mit herausforderndem... nein, mit geducktem Blick... oh, es lohnte sich nicht mehr, darüber nachzudenken! Er war in das Lager ihrer Feinde übergegangen! Wahrscheinlich würde er sich mit jenen Brasilianern ganz herrlich verstehen!

Wie gut, dass er sie gestern nicht geküsst hatte, als sie es so sehnlichst erwartete, als sie der schmeichelnde Abend bezwungen hatte! Sie war ihm entronnen!

Sie richtete sich auf und sagte zu ihm, wie sie zu Adèle sprach, wenn sie nicht ganz zufrieden mit ihr war: «Leider, Herr Doktor Deval, verstehen wir uns nicht.» Der Ton ihrer Stimme war ihr fremd, aber sie wusste genau, was sie sagte. «Es widerstrebt mir, mich mit Ihnen auseinanderzusetzen...» Wie leicht ihr die formelle Anrede wurde! «Leben Sie wohl.»

Sie war so ehrlich von jedem Wort überzeugt, dass sie aussprach, dass es sie nicht verwunderte und auch nicht schmerzte, den Doktor sich langsam umdrehen zu sehen. An der Tür blieb er stehen. Aber er hielt die Augen gesenkt und sah sie nicht nochmal an, als er sich verbeugte. Durch diese Verbeugung wollte er den Anschein erwecken, als wisse er, wie man sich in solchen Fällen verhält. Eigentlich wäre noch eine Antwort am Platze gewesen, aber er sah sich draussen, sah sich im Treppenhaus, sah sich auf dem Quai d'Anjou. Als er einige Augenblicke später über den Pont Marie ging, erinnerte er sich, dass man von einer bestimmten Stelle zwischen den Baumkronen Ignas Fenster sehen konnte. Er ging langsamer, blieb stehen, tat, als gäbe es etwas im Fluss zu beobachten, dann hob er den Blick. Ignas Fenster war offen. Sie sah ihm nicht nach.

Ignas hatte das Gefühl, als sei alles anders geworden, ganz besonders sie selbst. Und von nun an werde sie anders reden und anders denken. Sie liess Monsieur Gustave durch Adèle zu sich bitten. Sie erzählte ihm, was geschehen war. Sie wage es kaum, denn sie habe alle seine Warnungen verachtet. Er entgegnete bescheiden, er könne sich über nichts wundern, das er erwartet habe.

«Sie sind der einzige, der meine Mutter finden wird», sagte sie.

Es waren nicht viele Worte zwischen ihnen nötig. Noch am gleichen Abend reiste Monsieur Gustave nach Le Havre. Er kam sehr betroffen nach vierundzwanzig Stunden zurück.

Die Stewardess konnte sich auf seinen Besuch nicht besinnen; sie hatte geleugnet, ihm jemals eine Liste gegeben zu haben. Ja, sie sei zwar mit der «Buenos Aires» gekommen, aber eine Madame Vargas sei nicht unter den Passagieren gewesen. Auch an die Tochter erinnere sie sich nicht. Und sie habe ein gutes Gedächtnis.

Monsieur Gustave witterte ein Geheimnis, vielleicht ein Verbrechen! Der Augenblick war gekommen, an die Öffentlichkeit zu gehen. Er hatte unter den Zeitungsleuten seine Bekannten, die er zwar verachtete, die aber jetzt zu benutzen waren.

Da er fast nie etwas wollte und schon aus diesem Grund auf einem Zeitungsbüro eine grosse Seltenheit darstellte, wurde er überall herzlich, ja stürmisch begrüßt. Man bekloppte ihm den Rücken und fragte nach seiner Gesundheit und seinen Wünschen. Er gab über beides Auskunft. Kaum aber hatte er ausgesprochen, dass er einen flammanden Artikel über einen beispiellosen Skandal zu veröffentlichen gedenke, einen Skandal, der die Korruption der Polizei aufdecken und ihren Präfekten von seinem Posten fegen würde, kurz, dass er den Fall Vargas der Öffentlichkeit unterbreiten würde, als man ihn von der Seite ansah, die Herzlichkeit des Tons in lärmendes Bedauern umänderte und ihm schliesslich ins Ohr flüsterte, dass man aufgeklärten Abonnenten unmöglich die Fabelgeschichten hysterischer Ausländerinnen auftischen könne. Als Monsieur Gustave zum erstenmal diesen Bescheid erhielt, wäre er beinahe handgreiflich geworden. Dann aber tröstete er sich durch eine orientalische Weisheit: Wer das Böse bekämpft, wird selbst böse. Das Böse ging ihn nichts an, nur die Wahrheit, die aus einem unschuldigen Geschöpf zu ihm sprach, und für diese Wahrheit würde er eintreten.

Er erzählte Ignas nichts von seinen Misserfolgen auf den Redaktionen; er sagte ihr nur, die Presse sei ein zu korruptes Instrument für einen so heiligen Fall, und er habe sich entschlossen, sich der Öffentlichkeit mit einer Broschüre zu nähern. Einen Tag lang verliess er kaum sein Zimmer. Dann brachte er Ignas ein Manuskript. Darin schilderte er alles, was sie ihm erzählt hatte. Von der Ankunft in Le Havre bis zu den Erlebnissen im Hotel Royal, von der Suche am nächsten Vormittag bis zum Heranrücken der Wachparade — alles fand Ignas in so schwungvoll grossartigen Worten dargestellt, dass ihr bei der Lektüre die Tränen kamen.

(Fortsetzung folgt)